

## Bücherbesprechungen

ZYGMUNT FRAJZYNGIER/ERIN SHAY (Hrsg.): *The Afroasiatic Languages*. Cambridge: Cambridge University Press 2012. 708 S. (Cambridge Language Surveys.) ISBN 978-0-521-86533-3. £ 104,-.

In der renommierten Reihe der *Cambridge Language Surveys* ist ein Übersichtswerk zu den afroasiatischen Sprachen erschienen. Im Gegensatz zu älteren Monographien über diese Sprachfamilie ist diese mehr typologisch als historisch angelegt. Es liegt ein leichter Widerspruch darin, eine historisch definierte Gruppe von Sprachen auf eine nicht-historische Weise zu betrachten, was dazu führen kann, dass typologische Parallelen zu benachbarten, aber genetisch unverwandten Sprachen unberücksichtigt bleiben. Andererseits muss irgendwo eine Abgrenzung gefunden werden.

Der Band besteht aus zunächst sechs Kapiteln für die Untergruppen Berberisch, Ägyptisch, Semitisch, Tschadisch, Kuschitisch und Omotisch. Diesen sind je zwischen 81 und 106 Seiten gewidmet außer dem Kapitel zum Ägyptischen, das als Einzelsprache auf die Hälfte (43 Seiten) beschränkt wurde. Daran schließt sich eine 120 Seiten lange Synthese („Typological outline“) sowie eine gemeinsame Bibliographie nebst Index. Die Kapitel sind von namhaften Spezialisten ihres Faches verfasst. Sie sind von jeweils etwas unterschiedlicher Machart und nicht editorisch radikal vereinheitlicht worden. Dies betrifft auch die Umschriftsymbole: So entsprechen sich *ʕ* (Berb., Sem.) = ‘ (Kusch.); *j* (Tschad., Kusch., Omot.) = *ǧ* (Berb.); *c* (Tschad., Kusch.) = *č* (Berb., Omot.).

Der Abschnitt „Berber“ von M. KOSSMANN hat die Form einer vergleichenden synchronen Grammatik der Berbersprachen (ohne Berücksichtigung der spärlichen antiken Zeugnisse). Obwohl natürlich nicht jede Sprache im Detail behandelt werden kann, wurde die Aufgabe, eine Übersicht über ein umfangreiches Dialektkontinuum mit unterschiedlich gutem Dokumentationszustand zu liefern, großartig gelöst. Die Haupttatsachen der Grammatik werden reichhaltig und aus zahlreichen Sprachen aus allen Winkeln dieser Gruppe dargestellt. Dabei versucht KOSSMANN jeden Anschein einer historischen Darstellung zu vermeiden und verzichtet etwa auf die Präsentation von Lautentsprechungen wie auch auf Fragen der Grammatikalisierung. Das S. 65 erwähnte Adverbialisierungssuffix *-i* des Wargla (*kukəm* „silence“, *kukmi* „silently“) würde ich mit der S. 63f. behandelten lokativen Postposition *-i* identifizieren.

Das Kapitel „Egyptian“ von A. LOPRIENO und M. MÜLLER steht vor einer eigentlich vergleichbaren Aufgabe wie das vorige. Statt eines Dialektkontinuums war hier ein komplexes diachrones Kontinuum darzustellen: Ägyptische schriftsprachliche Zeugnisse sind typischerweise in einer bestimmten Sprachstufe und evtl. auch einem Dialekt verankert und oft zusätzlich von älteren Sprachnormen beeinflusst. Die typologischen Unterschiede zwischen den Varianten des Ägyptischen sind sogar noch größer als innerhalb des Berberischen, so dass die Raumbegrenzung dieses Kapitels vielleicht doch nicht gerechtfertigt war. Jedenfalls wird die Aufgabe weniger zufriedenstellend gelöst. Die Autoren reduzieren die Vielfalt der ägyptischen Überlieferung brachial auf zwei Klassen („älteres“ und „jüngeres“ Ägyptisch), so dass überwiegend nur zwei Varianten dargestellt werden

(Literatursprache des Mittleren Reiches einerseits, sahidisches Koptisch andererseits) und die ganze Bandbreite und speziell auch die interessanten Übergänge nicht zum Vorschein kommen. Es wird oft nicht klar, worauf Aussagen sich beziehen. Viele generisch formulierte Aussagen gelten in Wirklichkeit nur für die mittelägyptische Literatursprache und ggf. angrenzende, aber nicht alle Sprachformen des Ägyptischen.

Ein Teil des Raumes muss zudem der Behandlung der Schrift gewidmet werden, um auf die Phonologie vorzubereiten. Trotzdem wird dem uneingeweihten Leser kaum klar, worauf die präsentierten Lautansätze beruhen. Sicherer ist schlecht unterschieden von fragwürdigem und falschem. Zu letzterem gehört der hier immer noch vertretene traditionelle Ansatz der Vokalquantitäten, der allein darauf beruht, dass die frühen Ägyptologen die klassisch-griechischen Lautwerte der Zeichen  $\eta$  und  $\omega$  naiv in das Koptische und weiter in das vorkoptische Ägyptisch extrapolierten, während wir heute wissen, dass die synchrone koptische Evidenz massiv gegen eine Interpretation als Langvokale spricht.<sup>1</sup> Schade, dass an dieser Stelle nicht damit aufgeräumt wurde. Der Literaturstand ist etwas veraltet; so fehlen Hinweise auf die zahlreichen neueren morphologischen Untersuchungen durch WOLFGANG SCHENKEL.

Während im Kapitel „Berber“ alle Belege selbstverständlich mit Angabe des Dialekts erfolgen, werden sie in „Egyptian“ meist ohne Angabe der Sprachstufe und ohne Quelle geboten. Sie sind dennoch gewöhnlich authentisch (oft aus Sinuhe und ähnlichen literarischen Texten). Wo sie konstruiert sind, nämlich im Abschnitt über Koordination (S. 132f.), haben sich Fehler eingeschlichen: *jw jrj sj t* ist kein gängiges Tempus; *sj* (besser: *zj*) „man“ ist kein Gegenbegriff zu „woman“, sondern heißt besser „Person, jemand“.

Das Kapitel „Semitic“ von G. GRAGG und R. HOBERMAN und noch mehr alle folgenden Kapitel müssen Subfamilien mit viel größerer Varianz behandeln als „Berber“ und „Egyptian“. Daher bleibt nichts anderes übrig, als sich auf eine Auswahl von Sprachen zu beschränken. Vom Semitischen werden einige Sprachen wie Akkadisch, Amharisch, Arabisch und Hebräisch stark herangezogen, andere wie Amoritisch, Eblaitisch, Gura und Ugaritisch selten oder nie. Anders als beim Artikel „Berber“ ist der Zugang hier mehr historisch gehalten: Die Haupttatsachen der Lautentsprechungen werden präsentiert, was auch sinnvoll ist, da sie gerade beim Semitischen besonders gesichert sind. Das Kapitel *Semitic* ist wieder sehr gelungen und bietet eine gute Übersicht auf aktuellem Forschungsstand trotz einzelner Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten: das Maltesische kennt kein /b/ (Tabelle 4.5), mehri *təlōfəf* ist Plural (Tabelle 4.13), Ersetzung der ererbten Wurzel für „zwei“ gibt es auch im westlichen Arabisch (S. 193), S. 164 oben korrigiere „two open syllables“ in „two short open syllables“, S. 201 oben korrigiere „feminine singular agreement“ in „plural agreement“, Notation der Längen für Sprachen wie Arabisch schwankt (*a*: ~ *ā* ~ *aa*), beim Geez werden *a* und *ā* unterschiedslos verwendet (S. 219); zitierte Autoren fehlen in der Bibliographie, so HETZRON 1970, zit. auf S. 176, und ZUURMOND 1989, zit. auf S. 202. Akkadische Beispiele scheinen zum Teil konstruiert zu sein.

Das Kapitel „Chadic“ von Z. FRAJZYNGIER und E. SHAY, die auch Herausgeber des Gesamtbandes sind, bietet einen großartigen und in dieser Form erstmaligen Überblick über die besonders zahlreichen tschadischen Sprachen. Die typologische Vielfalt dieser Familie kommt gut zur Geltung, obwohl natürlich längst nicht alle ca. 150 Sprachen behandelt werden können, sondern der Schwerpunkt auf den von den Autoren persönlich erforschten Sprachen liegt. Darunter sind Sprachen aus der West-, Zentral- und Ostgruppe, während die von manchen als vierter Zweig angesehene Masa-Gruppe weitgehend

<sup>1</sup> Vgl. schon J. GREENBERG: „The interpretation of the Coptic vowel system.“ In: JAL 1 (1962), S. 22–29.

unberücksichtigt bleibt. Wo aus Monographien zitiert wird, fehlt eigenartigerweise meist die Seitenangabe. Gelegentlich fließen historische Überlegungen mit ein, so über die proto-tschadische Wortstellung (S. 281f.). An einigen Stellen geraten generativistisch angehauchte Vorstellungen in die Darstellung. Im Mafa kann das Substantiv *mávár* „guinea corn mush“ zu *mávær* werden. Wirken hier wirklich zwei Regeln (1) Deletion des *a* und (2) Insertion eines *ə*, um das entstandene \**mávvr* wieder in eine gültige Silbenstruktur zu überführen (S. 255), oder ist nicht eine schlichte Reduktion *a* > *ə* sprachgeschichtlich normaler? Zuweilen wird eine idiosynkratische Terminologie verwendet („point of view of the subject“ S. 295ff. steht etwa für „Medio-Passiv“; „de re“ und „de dicto“ S. 339f. stehen etwa für „spezifische/unspezifische Referenz“).

Das Kapitel „Cushitic“ von M. MOUS ist ähnlich faszinierend, auch wenn das Beja, der vielleicht devianteste Zweig dieser Gruppe, nur am Rande vorkommt und die neueste Arbeit hierzu<sup>1</sup> nicht mehr berücksichtigt wurde. Ausführlich wird das Gender/Number-System dargestellt, in dem die Verwendung nicht nur der Genera, sondern auch des „Plurals“ vielfach konventionell statt semantisch motiviert ist, so dass MOUS konsequenterweise den Plural als drittes Genus neben Maskulinum und Femininum analysiert (vgl. auch S. 523). Er unterscheidet daher zwischen „plural“ (als Genus) und „multiple reference“ (als semantischer Kategorie). Die Terminologie gerät etwas durcheinander, weil zuweilen (so bei der Kongruenz von Adjektiven, S. 378) „plural“ dann doch wieder als semantische Größe gemeint ist. Aufschlussreich sind tabellarische Übersichten wie über die Stellung von Elementen innerhalb der NP in 13 kuschitischen Sprachen (S. 383). In Beispiel (66) ist nach heutiger Terminologie „Fokus“ statt „Topic“ zu lesen.

Im Kapitel „Omotic“ behandelt A. AMHA den am schlechtesten dokumentierten der sechs Sprachzweige. Am Anfang steht eine ausführliche Darstellung der verschiedenen kontroversen Klassifikationsvorschläge, die auch schon einige oder alle omotischen Sprachen aus dem Afroasiatischen herauslösen wollten. AMHA spricht sich vorläufig für die Realität eines omotischen Zweiges innerhalb des Afroasiatischen aus, fordert aber weitere Detailstudien zu Einzelsprachen als oberste Priorität. Die Belege aus den drei Sprachen Wolaitta, Maale und Zargulla erscheinen ohne Nachweise, da sie der Kompetenz bzw. der Feldforschung der Autorin entstammen. Da das Wolaitta, die größte omotische Sprache, ihre Muttersprache ist, wird man den hierfür angeführten Belegen, z. B. den Konjugationsparadigmen auf S. 464–466, besondere Aufmerksamkeit schenken, zumal sie im Detail einige Abweichungen von den bisher publizierten Formen zeigen. Als im Omotischen typologisch auffällig möchte ich nur die vokativischen Personalpronomina (S. 455) hervorheben; insgesamt bestehen viele typologische Ähnlichkeiten zum Kuschitischen.

Die behandelten Themen umfassen alle gängigen Zweige der Grammatik mit einer großzügigen Behandlung der Syntax. Unkonventionell ist der Abschnitt über „number gestures“ im Kuschitischen (S. 381). Es gibt noch weitere Randbereiche, die traditionell in Grammatiken wenig vorkommen, die ich mir aber in künftigen Darstellungen verstärkt berücksichtigt wünschen würde, wie etwa Satzintonation (immerhin wird gelegentlich knapp auf Frageintonation eingegangen: S. 91, 417, 493) oder poetisches Metrum (S. 28 immerhin kurz als Argument für Vokalquantitäten im Berberischen verwendet).

Der abschließende „Typological outline of the Afroasiatic phylum“ von Z. FRAJZYNGIER hat die Form eines Sketches einer vergleichenden Grammatik aller afroasiatischen Sprachen und will den Schwerpunkt auf Merkmale legen, die für diese Familie typisch und gleichzeitig in der Linguistik unterbeachtet sind. Diesem Versuch ist Anerkennung zu zollen. Dennoch muss der Sketch etwas oberflächlich bleiben, ein Eindruck, der durch

<sup>1</sup> K. und CH. WEDEKIND/A. MUSA: *A Learner's grammar of Beja (East Sudan)*. Köln 2007.

eine Reihe von Druckfehlern sowie durch die Tatsache verstärkt wird, dass die meisten nicht-tschadischen Daten nur entweder aus den vorangegangenen Kapiteln oder aus linguistischen Überblickswerken anstatt aus der Primärliteratur zitiert werden. Daten aus dem Berber erscheinen meist ohne Angabe der Sprache. Wie schon im Kapitel „Chadic“ wird nicht jeder die Entscheidungen FRAJZYNGIERS darüber teilen, was als zugrundeliegende Form zu betrachten ist (so werde beim Übergang von arab. *kitābun* „ein Buch“ zu *kitābuhū* „sein Buch“ das *-n* „deleted“, S. 533; in Wirklichkeit ist *-n* ein Morphem der Indefinitheit und war vor Possessivsuffix nie vorhanden). Einige Schwächen sind zu verzeichnen (S. 508: „lateral consonants“ gibt es im Ägyptischen nicht, dafür aber im Südkuschitischen; S. 537: das genannte Beispiel für ablautenden Plural im Berberischen ist ungeeignet, da ein arabisches Fremdwort; S. 549 Bsp. 36 ist kein Konverb, sondern Verbalnomen; in S. 554 Bsp. 46 ist *-s* keine Markierung für „kinship“, sondern Possessivsuffix der 3. sg.). Mehrfach werden naheliegende historische Erklärungen nicht ausgesprochen: Wenn z. B. ein „complementizer codes the person, gender, and number of the speaker“ (S. 547), liegt doch wohl ein ursprüngliches Verb für „sagen“ vor. Interessant sind die Überlegungen, dass die Töne im Tschadischen, demjenigen Zweig, in dem sie besonders ausgeprägt sind, als Kompensation geschwundener silbenauslautender Konsonanten entstanden sein könnten (S. 514ff. und 621f.). Zentral erscheint mir hier FRAJZYNGIERS Beobachtung, dass „in some Chadic languages [...], verbs do not have an underlying tone, in much the same way that verbs in Semitic do not have underlying vowels“ (S. 514; gemeint: Töne bzw. Vokale sind durch die Morphologie, nicht durch die Vokabel bestimmt). In der Tat sind Verbalformen im Tschadischen oft ebenso mit bestimmten Tonmustern assoziiert wie im Semitischen mit Vokalisationsmustern. Einen historischen Zusammenhang könnte man am einfachsten herstellen, wenn man FRAJZYNGIERS Vermutung in die Richtung weiterdenkt, dass die tschadischen Töne sich historisch aus der Silbenstruktur, d. h. der Offenheit und Geschlossenheit von Silben ergeben hätten.

Da der Stoff streng auf die Unterfamilien aufgeteilt ist und im Abschnitt über einen Zweig niemals Querverweise auf die anderen Abschnitte erfolgen, können Zusammenhänge nur im Schlusskapitel explizit gemacht werden. Ansonsten bleibt es dem Leser überlassen, trotz unterschiedlicher Terminologie und Darstellungsweise der verschiedenen Autoren die Parallelen herauszufinden. Eine Auswahl typologischer Punkte, deren Verbreitung über mehr als eine der afroasiatischen Subfamilien vielleicht nicht sofort augenfällig wird und auch im Schlusskapitel nicht erwähnt ist, sei hier stichpunktartig gegeben:

- An mehreren Stellen wird auf Vokalharmonie hingewiesen (S. 164f., 252f., 353, 510, 517ff.). Es fehlt noch die Erwähnung des Phänomens im Tuareg, da KOSSMANN es offenbar vorzog, seine eigene Behandlung des Phänomens hier nicht zu wiederholen.<sup>1</sup>
- Die Sibilantenharmonie, die nur im Kapitel „Omotic“ behandelt (S. 439f.) und noch knapp für das Marokkanisch-Arabisches erwähnt wird (S. 517) und die z. B. eine Fernassimilation *s > š* beim Kausativmorphem auslöst, ist viel weiter verbreitet (u. a. Hochlandostkuschitisch, Beja, viele Berbersprachen, Ugaritisch).
- Das Vokalsystem des marokkanischen Arabisch (S. 160) ähnelt stark dem des nördlichen Berberischen (S. 29), aber auch dem gewisser zentralschadischer Sprachen (S. 251).
- Nomen unitatis bzw. Singulativ im Semitischen (S. 175), Kuschitischen (S. 363) und Omotischen (S. 449).
- Kategorie eines „associative plural“ im Tschadischen (S. 258) und Omotischen (S. 448).
- Topikalisierte Verbalformen, oft mit relativischer Morphologie, im Ägyptischen (S. 127) und Amharischen (S. 220).

<sup>1</sup> M. KOSSMANN: *A Grammar of Ayer Tuareg*. Köln 2011, S. 22f.

- Pluraktionale Verbformen, die mehrfache Handlungen bezeichnen und oft bei pluralischem Subjekt oder Objekt stehen: Tschadisch (S. 301f.), Kuschitisch (S. 409f.), Semitisch (S. 184f., nur knapp erwähnt), Omotisch (S. 458, nur knapp erwähnt), Ägyptisch (nur bei Partizipien, nicht erwähnt).
- Dedizierte konsekutive/sequentielle/nicht-initiale Verbalformen: Berberisch (S. 78f., 608), Ägyptisch (S. 138f.), Semitisch (S. 230ff.), Tschadisch (S. 333f.), Kuschitisch (S. 421).

Insgesamt ein großartiges Werk mit bisher einzigartigen Überblicksdarstellungen. Nur für die Zweige „Semitic“ und „Egyptian“ mit längerer Forschungsgeschichte konnte man bisher schon Vergleichbares finden. Besonders die Abschnitte „Chadic“ und „Omotic“ zeigen vieles, was die meisten Leser bisher noch nicht gesehen haben dürften. Das Werk geht hier vielfach über eine Zusammenfassung bekannten Wissens hinaus und bietet originäre Forschung und viel unpubliziertes Material aus den Sprachaufnahmen der Autoren. Die Schrifttype ist recht klein, und die Karten hätten eine professionellere Gestaltung verdient.

CARSTEN PEUST, Konstanz